

PHILIP

KERR

CARLTON

KALTER
FRIEDEN

ROMAN

rowohlt
e-BOOK



Philip Kerr

Kalter Frieden

Roman

Aus dem Englischen von Axel Merz

Über dieses Buch

Bernie Gunther is back – ein weiterer packender Spionagethriller von Bestsellerautor Philip Kerr.

Französische Riviera, 1956: Es ist einsam geworden um Bernie Gunther. Um sich vor seinen Feinden zu verstecken, heuert er als Concierge in einem Grandhotel an – eine langweilige Existenz, aber sicher. Das ändert sich, als Bernie den Schriftsteller W. Somerset Maugham kennenlernt. Maugham, der vor langer Zeit für den britischen Geheimdienst arbeitete, wird erpresst und bittet Bernie darum, die Geldübergabe zu übernehmen. Doch kurz vor der Übergabe wird Bernie von den Briten verhaftet und gerät zwischen die Fronten eines Friedens, der weit brüchiger ist, als sich die Alliierten den Anschein geben ...

Vita

Philip Kerr wurde 1956 in Edinburgh geboren. 1989 erschien sein erster Roman «Feuer in Berlin». Aus dem Debüt entwickelte sich die Serie um den Privatdetektiv Bernhard Gunther. Diese Reihe führte Kerr mit «Das Janus-Projekt» , «Das letzte Experiment» , «Die Adlon-Verschwörung» , «Mission Walhalla» , «Böhmisches Blut», «Wolfshunger» , «Operation Zagreb» und «Kalter Frieden» fort. Für «Die Adlon-Verschwörung» gewann Philip Kerr den weltweit höchstdotierten Krimipreis der spanischen Mediengruppe RBA und den renommierten Ellis-Peters-Award. Seit 2004 schrieb er als P.B. Kerr an der Fantasy-Kinderbuch-Serie «Die Kinder des Dschinn» und eroberte damit auch das jugendliche Publikum. Philip Kerr starb am 23. März 2018 in London.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel «The Other Side of Silence» bei Penguin Random House, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Mai 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Other Side of Silence» Copyright © 2016 by Thynker Ltd.

Redaktion Elisabeth Mahler

Umschlaggestaltung anyway, Hamburg nach einem Entwurf von Hafem

Werbeagentur, Hamburg

Umschlagabbildung Hackenberg/ullstein bild

ISBN 978-3-644-20045-6

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

*Jane gewidmet,
für all die glücklichen Jahre*

Er hatte mich zerstört, und ich ward wiedererstanden
Aus Nichtsein, Dunkelheit, Tod: Dingen, die nicht sind

John Donne, «A Nocturnal upon St. Lucy's Day»

Eins

Französische Riviera, 1956

Gestern habe ich versucht, mich umzubringen.

Nicht weil ich unbedingt sterben wollte, sondern damit der Schmerz endlich verging. Elisabeth, meine Frau, hatte mich vor einer Weile verlassen, und ich vermisste sie sehr. Das war eine Ursache für den Schmerz, eine ziemlich gewichtige, wie ich zugeben muss. Selbst nach einem Krieg mit mehr als vier Millionen toten deutschen Soldaten sind deutsche Frauen nicht leicht zu bekommen. Ein anderer großer Schmerz in meinem Leben war natürlich der Krieg selbst, und das, was danach in den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern mit mir passiert war. Was meine Entscheidung, Suizid zu begehen, vielleicht eigenartig erscheinen lässt, wenn man bedenkt, wie schwer es war, nicht in Russland zu sterben; andererseits war der Wille, am Leben zu bleiben, für mich schon immer mehr eine Gewohnheit als eine aktive Wahl.

Während der Jahre unter den Nazis beispielsweise war ich nur aus schierer Sturheit am Leben geblieben. Also fragte ich mich eines Morgens, warum dem nicht ein Ende machen? Für

einen Goethe liebenden Preußen wie mich war die schlichte Rationalität einer solchen Frage geradezu bestechend.

Abgesehen davon – es war nicht so, als wäre mein Leben noch besonders schön gewesen, auch wenn ich ehrlich gesagt nicht sicher bin, ob es das jemals war. Morgen und die langen, langen leeren Jahre danach sind nichts, was mich sonderlich interessiert hätte, erst recht nicht hier unten an der französischen Riviera. Ich war allein, ging auf die sechzig zu und verrichtete in einem Hotel einen Job, den ich im Schlaf beherrschte – nicht dass ich dieser Tage viel davon abbekommen hätte. Die meiste Zeit fühlte ich mich miserabel. Ich lebte irgendwo, wo ich nicht hingehörte, und es fühlte sich an wie eine kalte Ecke in der Hölle – ich glaubte also nicht, dass irgendjemand, der sich an einem sonnigen Tag erfreut, die dunkle Wolke vermissen würde, die mein Gesicht war.

All das sprach dafür zu sterben, plus die Ankunft eines Gastes im Hotel. Eines Gastes, den ich wiedererkannte und den ich lieber vergessen hätte. Doch darauf komme ich gleich. Vorher muss ich wohl erklären, warum ich noch da bin.

Ich ging in die Garage unter meiner kleinen Wohnung in Villefranche-sur-Mer, schloss die Tür und wartete mit laufendem Motor im Wagen. Eine Kohlenmonoxidvergiftung ist nicht *sooo* schlimm. Man schließt die Augen und schläft ein. Wäre der Motor nicht ausgegangen, vermutlich weil kein Benzin mehr im Tank war, wäre ich jetzt nicht mehr hier. Ich dachte, ich würde es ein andermal wieder versuchen, falls sich die Dinge nicht besserten und nachdem ich einen

zuverlässigeren Wagen gekauft hatte. Ich hätte natürlich auch nach Berlin zurückkehren können, wie meine arme Frau, was zum gleichen Ergebnis geführt hätte. Auch heute noch ist es so einfach wie eh und je, in Berlin zu Tode zu kommen, und ich glaube nicht, dass es, falls ich in die ehemalige deutsche Hauptstadt zurückkehrte, sehr lange dauern würde, bis jemand so freundlich wäre, mein überraschendes Ableben zu organisieren. Die eine Seite oder die andere würde es schon bewerkstelligen, und das mit gutem Grund.

Als ich noch in Berlin lebte, als Polizeibeamter und später als Expolizeibeamter, war es mir gelungen, mehr oder weniger jedem mächtig auf die Füße zu treten, mit Ausnahme vielleicht der Briten. Trotzdem vermisse ich die Stadt sehr. Ich vermisse natürlich auch das Bier und die Würstchen, und ich vermisse es, Polizist zu sein, als Berliner Polizist zu sein noch etwas Gutes bedeutete. Am meisten jedoch vermisse ich die Leute, die genauso mürrisch sind wie ich selbst.

Nicht mal die Deutschen mögen die Berliner, und das beruht üblicherweise auf Gegenseitigkeit. Berliner mögen niemanden besonders, ganz besonders die Berliner Frauen nicht, was sie für einen Deppen wie mich irgendwie erst recht attraktiv macht. Es gibt nichts Attraktiveres für einen Mann als eine wunderschöne Frau, der es völlig egal ist, ob der Typ überlebt oder vor die Hunde geht. Ich vermisste die Frauen mehr als alles andere. Es gab so viele Frauen. Ich denke an die guten Frauen, die ich gekannt habe – und an eine ganze Menge von den schlechten auch – und die ich niemals wiedersehen werde,

und manchmal fange ich an zu weinen, und von da ist es nur mehr ein kurzer Weg zur Garage und zum Ersticken, insbesondere wenn ich getrunken habe. Was ich zu Hause die meiste Zeit mache.

Wenn ich mir nicht gerade selbst leid tue, spiele ich Bridge oder lese Bücher über das Bridgespiel, was für sich genommen schon einer Menge Leute als triftiger Grund erscheinen mag, sich umzubringen. Aber Bridge ist ein Spiel, das ich als anregend empfinde. Bridge hilft, den Verstand scharf zu halten und sich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit Gedanken an zu Hause – und all die Frauen natürlich. Im Nachhinein erscheint es mir, als wären viele von ihnen Blondinen gewesen, und nicht nur, weil sie Deutsche waren oder beinahe Deutsche. Viel zu spät im Leben hatte ich erkannt, dass es einen bestimmten Typ Frau gibt, der mich anzieht, nämlich den falschen Typ, und oftmals schließt das eine gewisse Haarfarbe mit ein, die für einen Mann wie mich Ärger bedeutet. Die Suche nach gefährlichen Partnerinnen und sexueller Kannibalismus sind weit mehr verbreitet, als man vielleicht denken mag, auch wenn es unter Spinnen noch häufiger vorkommt als bei Menschen. Anscheinend beurteilen die Weibchen eher den Nährwert eines Männchens als seinen Wert als Partner. Was meine persönliche Lebensgeschichte mehr oder weniger in einem Satz zusammenfasst. Ich bin so viele Male bei lebendigem Leib gefressen worden, dass ich mich fühle, als hätte ich acht Beine, auch wenn es inzwischen wohl nur noch drei oder vier sind. Keine allzu verblüffende Einsicht, ich weiß,

und wie ich bereits geschrieben habe, es spielt heute kaum noch eine Rolle – aber ein gewisses Maß an Selbsterkenntnis spät im Leben ist immer noch besser als gar keins. Das hat Elisabeth mir jedenfalls immer gesagt.

Selbsterkenntnis hat für sie funktioniert, daran besteht kein Zweifel. Sie wachte eines Morgens auf und erkannte, wie gelangweilt und enttäuscht sie von mir und unserem neuen Leben in Frankreich war –, und fuhr am darauffolgenden Tag wieder heim. Ich kann nicht sagen, dass ich es ihr verdenke. Sie hat nie Französisch gelernt, mochte das Essen nicht, nicht einmal an der Sonne fand sie sonderlichen Gefallen, und die ist das Einzige, was es hier unten umsonst und reichlich gibt. In Berlin weiß man wenigstens, warum es einem mies geht. Das ist das ganze Geheimnis der *Berliner Luft* – ein Versuch, sich einen Weg aus der Trübsal zu pfeifen. Hier an der Riviera würde man meinen, dass es jede Menge Gründe gibt zu pfeifen und keinen einzigen, um verdrießlich zu sein, doch irgendwie war mir genau das gelungen, und das hatte sie nicht länger ertragen.

Ich nehme an, ich fühlte mich größtenteils deswegen so elend, weil ich mich höllisch gelangweilt habe. Ich vermisste mein altes Leben als Detektiv. Was hätte ich nicht alles dafür gegeben, durch die Türen des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz zu spazieren – nach allem, was man hört, haben es die sogenannten Ostdeutschen, also die Kommunisten, abgerissen – und nach oben an meinen Schreibtisch im Morddezernat zu laufen. Dieser Tage arbeite ich als Concierge

im Grand Hôtel du Saint-Jean-Cap-Ferrat. Das ist ein wenig wie Polizist sein, wenn man darunter versteht, den Verkehr zu lenken, und ich muss es ja wissen. Es ist genau fünfunddreißig Jahre her, seit ich zum ersten Mal eine Uniform anhatte, als Verkehrspolizist am Potsdamer Platz. Aber ich kenne auch das Hotelgeschäft von früher; nach der Machtergreifung war ich für eine Weile Hausdetektiv im berühmten Berliner Hotel Adlon. Die Arbeit eines Concierge ist eine ganz andere. Hauptsächlich ist man damit beschäftigt, Reservierungen für das Restaurant anzunehmen, Taxis zu bestellen, Boote zu buchen, Gepäckträger zu organisieren, Prostituierte zu verscheuchen – was nicht so einfach ist, wie es sich vielleicht anhört; dieser Tage können sich nur Amerikanerinnen leisten, wie Prostituierte auszusehen – und einfältigen Touristen, die keine Karten lesen und kein Französisch können, Wegbeschreibungen zu geben. Nur hin und wieder gibt es einen ungebärdigen Gast oder einen Diebstahl, und ich träume davon, der einheimischen Sûreté dabei zu helfen, eine Serie von tollkühnen Juwelendiebstählen aufzuklären, von der Sorte, wie ich sie in Alfred Hitchcocks *Über den Dächern von Nizza* gesehen habe. Aber natürlich ist es das, was es ist: nichts als ein Traum. Ich würde mich nie im Leben freiwillig anbieten, der örtlichen Polizei zu helfen. Nicht weil es Franzosen sind – auch wenn das an und für sich ein guter Grund wäre –, sondern weil ich unter falschem Namen und mit falschem Pass hier lebe, und nicht irgendeinem falschen Pass, sondern einem, den ich von niemand anderem als von Erich Mielke persönlich habe, dem

gegenwärtigen stellvertretenden Chef der Stasi, der ostdeutschen Geheimpolizei. An so einem Gefallen haftet in der Regel allerdings ein ziemlich hoher Preis, und ich rechne fest damit, dass Mielke eines Tages anrufen und mich darum bitten wird, ihn zu bezahlen. Was aller Wahrscheinlichkeit nach der Tag sein wird, an dem ich wieder auf Reisen gehe. Verglichen mit mir war der *Fliegende Holländer* so sesshaft wie der Felsen von Gibraltar. Ich nehme an, meine Frau wusste dies, denn sie kannte Mielke – besser, als ich ihn kannte.

Wo es mich von hier aus hinzieht, weiß ich noch nicht; man hört, dass Nordafrika sehr kulant sein soll, was Deutsche auf Fahndungslisten betrifft. Es gibt eine Fähre der Fabre Line, die täglich von Marseille nach Marokko verkehrt. Das ist im Übrigen genau die Art von Wissen, über die ein Concierge verfügen sollte, auch wenn wahrscheinlich mehr von den gutbetuchten Hotelgästen aus Algerien hierher geflohen sind, als es Leute gibt, die dorthin flüchten wollen. Seit dem Massaker an den *pieds noirs* in Philippeville im vergangenen Jahr läuft der Krieg gegen die Nationale Befreiungsfront in Algier auf französischer Seite gar nicht so gut. Die Kolonie wird mit härterer Hand regiert als je zuvor, seit die Nazis sie der zarten Barmherzigkeit der Vichy-Regierung überlassen haben.

Ich bin nicht sicher, ob der lässig attraktive dunkelhaarige Mann, der am Tag vor meinem Suizidversuch in eine der besten Suiten des Hotels eincheckte, auf irgendeiner Fahndungsliste stand, mit Sicherheit war er jedoch Deutscher und ein Krimineller. Er sah mindestens wie ein wohlhabender Bankier

oder Filmproduzent aus, und er sprach ein so exzellentes Französisch, dass außer mir wahrscheinlich niemand bemerkte, dass er Deutscher war. Er reiste unter dem Namen Harold Heinz Hebel und nannte eine Adresse in Bonn, doch sein richtiger Name war Hennig, Harold Hennig, und während der letzten Kriegsmonate war er Hauptmann beim SD, dem Geheimdienst der SS, gewesen. Nun, mit Anfang vierzig, trug er einen edlen, leichten, maßgeschneiderten grauen Anzug sowie schwarze, wie ein neuer Centime glänzende Maßschuhe. Derartige Dinge fallen einem auf, wenn man an einem Ort wie dem Grand Hôtel arbeitet. Dieser Tage erkenne ich einen Savile-Row-Anzug von der anderen Seite der Lobby aus. Seine Manieren waren so glatt wie die seidene Hermès-Krawatte um seinen Hals, die ihm sicher angenehmer war als die Henkerschlinge, die er mehr als verdient hatte. Er bedachte die Gepäckträger großzügig mit Trinkgeld aus einem Bündel neuer Scheine, das so dick war wie eine Scheibe Brot, und die Boys behandelten ihn und seine Louis-Vuitton-Koffer mit mehr Vorsicht als eine Vitrine voll Meißener Porzellan. Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, hatte er zufälligerweise ebenfalls teures Gepäck bei sich gehabt, gefüllt mit Wertgegenständen, die er und sein damaliger Boss, der ostpreußische Gauleiter Erich Koch, in Königsberg geplündert hatten. Das war im Januar 1945 gewesen, während der furchtbaren Schlacht um die Stadt. Er war an Bord der *Wilhelm Gustloff* gegangen, dem deutschen Kreuzfahrtschiff, das von einem russischen U-Boot versenkt worden war. Mehr als neuntausend Zivilisten hatten

damals ihr Leben verloren, doch er war eine der wenigen Ratten gewesen, denen es gelungen war, von dem sinkenden Schiff zu entkommen – eine wirkliche Schande, schließlich war er an dessen Versenkung nicht ganz unbeteiligt.

Falls Harold Hennig mich erkannte, ließ er sich nichts anmerken. In unseren schwarzen Mänteln sahen wir vom Empfangspersonal alle mehr oder weniger gleich aus. Abgesehen davon hatte ich in der Zwischenzeit zugenommen und Haare auf dem Kopf verloren, und meine Haut war leicht gebräunt, was mir, wie meine Frau zu sagen pflegte, ausgesprochen gut stand. Für einen Mann, der soeben versucht hat, sich das Leben zu nehmen, bin ich überhaupt in bemerkenswert guter Form, wenn ich das so von mir selbst sagen darf. Alice, eines der Zimmermädchen, auf das ich ein Auge geworfen habe, seit Elisabeth mich verlassen hat, meint, man könnte mich leicht für zehn Jahre jünger halten. Was mir eigentlich egal ist, denn meine Seele kommt mir vor, als wäre sie fünfhundert Jahre alt, mindestens. Sie hat so oft in den Abgrund gestarrt, dass sie sich anfühlt wie Dantes Gehstock.

Harold Hennig sah mir geradewegs ins Gesicht. Ich begegnete seinem Blick nicht länger als eine oder zwei Sekunden, doch mehr war auch nicht nötig – als ehemaliger Polizeibeamter vergesse ich niemals ein Gesicht, schon gar nicht das eines Massenmörders. Neuntausend Menschen – Männer, Frauen und viele, viele Kinder – sind eine Menge Gründe, um sich ein Gesicht wie das von Harold Heinz Hennig einzuprägen.

Ich muss zugeben, ihn wiederzusehen, so offenkundig wohlhabend und vor Gesundheit strotzend, betrübte mich sehr. Es ist eine Sache zu wissen, dass es Leute wie Eichmann und Mengele gibt, die mit den entsetzlichsten Verbrechen davongekommen sind. Aber es ist etwas ganz anderes, wenn man mit etlichen der Opfer eines solchen Verbrechens befreundet gewesen ist. Es hat Zeiten gegeben, da hätte ich vielleicht versucht, an Ort und Stelle Vergeltung zu üben, doch diese Zeiten sind lang vorbei. Dieser Tage ist Rache etwas, über das ich mit meinen Spielpartnern im La Voile d'Or, dem einzigen anderen guten Hotel in Cap Ferrat, am Ende oder vielleicht auch am Anfang einer Partie Bridge plaudere. Dieser Tage besitze ich nicht einmal mehr eine Waffe. Hätte ich eine, wäre ich wahrscheinlich nicht hier. Ich bin ein sehr viel besserer Schütze als Autofahrer.

Zwei

Cap Ferrat liegt zwischen Nizza und Monaco, ein pinienbewachsener Felssporn, der in das Meer hinausragt wie das vertrocknete und nahezu nutzlose Sexualorgan eines alten französischen Lüstlings – ein mehr als passender Vergleich angesichts des Rufs der Riviera als ein Ort, wo hohes Alter und frühreife Schönheit Hand in schrumpfliger Hand gehen, üblicherweise zum Strand, zu den Boutiquen, zur Bank und dann ins Bett, nicht immer unbedingt in dieser Reihenfolge. Die Riviera erinnert mich oft an Berlin unmittelbar nach dem Krieg, nur dass weibliche Begleitung hier eine ganze Menge mehr kostet als einen Riegel Schokolade oder ein paar Zigaretten. Hier unten ist es Geld, das redet, selbst wenn es nicht viel mehr zu sagen hat als *Voulez vous* oder *S'il vous plaît*. Die meisten Frauen ziehen es vor, Zeit mit Monsieur Gateau zu verbringen, anstatt mit Mister Right, obwohl sich diese beiden wenig überraschend oftmals als ein und dieselbe Person erweisen. Hätte ich mehr Geld gehabt, ich hätte sicherlich ebenfalls eine hübsche junge Begleiterin gefunden, die ich hätte verwöhnen und mit der ich mich hätte zum Narren machen können. Ich bin heute weise genug, um zu wissen, dass ich nicht das besitze, was so gut wie sämtliche Frauen an der Côte

d'Azur suchen – abgesehen von Wegbeschreibungen nach Beaulieu-sur-Mer oder dem Namen des besten Restaurants in Cannes (es ist das Da Bouttau) oder vielleicht zwei übriggebliebenen Eintrittskarten für die Opéra Nice Côte d'Azur. Wir sehen eine Menge Messieurs Gateau mit ihren grünlichen, rheumatischen Augäpfeln hier im Grand Hôtel, doch sie haben ihre Komplizen im nahegelegenen La Voile d'Or, einem kleineren, gleichermaßen eleganten Hotel auf einer hochgelegenen Halbinsel mit Ausblick auf die blaue Lagune und den malerischen Fischerhafen von Saint-Jean-Cap-Ferrat. Die dreistöckige Villa – ehemals das Park Hotel – war 1925 von einem englischen Golf-Champion namens Captain Powell erbaut worden, was möglicherweise die alten Holz-Putter an den Wänden erklärt. Entweder das, oder sie haben ein sehr anspruchsvolles Loch in dem äußerst eleganten Salon des Hotels. Das ist der Raum, in dem ich üblicherweise sitze, Gimlets trinke und Bridge spiele mit meinen drei einzigen Freunden, zweimal die Woche, ohne Ausnahme.

Um ehrlich zu sein, sie sind nicht das, was die meisten Leute Freunde nennen würden. Dies hier ist schließlich Frankreich, und echte Freunde sind spärlich gesät, insbesondere wenn man Deutscher ist. Abgesehen davon, man spielt nicht Bridge miteinander, um Freundschaften zu schließen oder zu pflegen, und manchmal hilft es sogar, wenn man seine Gegner nicht leiden kann. Mein Bridgepartner Antimo Spinola, ein Italiener, ist Manager des Casinos von Nizza. Glücklicherweise ist er ein viel besserer Spieler als ich – das heißt, unglücklicherweise für

ihn. Wir spielen normalerweise gegen zwei Engländer, ein Ehepaar namens Mr. und Mrs. Rose, die eine kleine Villa in den Hügeln oberhalb von Èze besitzen. Ich würde nicht sagen, dass ich sie oder ihn nicht mag, aber sie sind ein typisches englisches Ehepaar insofern, als dass beide nie irgendwelche Emotionen zeigen, am wenigsten füreinander. Ich habe Siamesische Kampffische gesehen, die liebevoller miteinander umgegangen sind. Mr. Rose war ein angesehener Herzspezialist in der Londoner Harley Street und hatte ein kleines Vermögen mit der Behandlung eines griechischen Multimillionärs gemacht, bevor er sich im Süden von Frankreich zur Ruhe setzte. Spinola sagt, er spiele gerne mit Rose, denn falls er einen Herzanfall erleide, wisse Jack, was zu tun sei. Ich bin mir da nicht so sicher – Rose trinkt noch mehr als ich, und außerdem weiß ich nicht, ob er überhaupt ein Herz besitzt, was mir die Grundvoraussetzung für seine Art von Arbeit zu sein scheint. Seine Frau Julia war ehemals seine Empfangsschwester und ist eine viel bessere Spielerin als er – mit einem Gefühl für den Tisch und einem Gedächtnis wie ein Elefant, der zugleich das Tier ist, dem sie am meisten ähnelt, wenn auch nicht wegen ihrer Leibesfülle. Sie wäre eine gutaussehende Frau, hätte sie nicht derart riesige, im rechten Winkel vom Kopf abstehende Ohren. Sie spricht nie über das Blatt, das sie gerade gespielt hat, als wolle sie Spinola und mir keine Hinweise geben, wie wir gegen die beiden spielen sollten.

Daran kann man sich ein Vorbild nehmen, wenn man in ein Gespräch über den Krieg verwickelt werden sollte. Soweit

bekannt war Walter Wolf – das ist der Name, unter dem ich in Frankreich lebe – ein ehemaliger Hauptmann bei der Generalintendantur in Berlin mit dem Verantwortungsbereich Naturalverpflegungs-, Reise- und Vorspannangelegenheiten. Genau das, was man erwartet von jemandem, der den größten Teil seines Lebens in guten Hotels gearbeitet hat. Jack Rose ist der festen Meinung, sich von einem früheren Aufenthalt im Hotel Adlon an mich zu erinnern. Ich frage mich manchmal, was die Roses denken würden, wenn sie wüssten, dass ihr Gegenüber eine SS-Uniform getragen hat und ein enger Vertrauter von Leuten wie Heydrich und Goebbels gewesen ist.

Ich glaube, Spinola wäre nicht sonderlich überrascht herauszufinden, dass es Geheimnisse in meiner Vergangenheit gibt. Er spricht beinahe genauso gut Russisch wie ich, und ich bin mir ziemlich sicher, dass er Offizier bei der 8. Italienischen Armee in Russland war und zu den Glücklichen gehört, die nach der verheerenden Niederlage in der Schlacht von Nikolajewka davongekommen sind. Er redet natürlich nicht über den Krieg. Das ist das Großartige an Bridge – niemand redet sonderlich viel. Es ist das perfekte Spiel für Leute, die etwas zu verbergen haben. Ich habe versucht, es Elisabeth beizubringen, aber sie hatte keine Geduld für die Strategien, die ich ihr zeigen wollte und die eine bessere Spielerin aus ihr gemacht hätten. Ein anderer Grund, warum sie das Spiel nicht mochte, war, dass sie kein Englisch spricht – und das ist die Sprache, in der wir spielen, weil es die einzige Sprache ist, die die Roses beherrschen.

Einen oder zwei Tage nach Hennigs Ankunft im Grand Hôtel ging ich zum La Voile d'Or, um mich mit Spinola und den Roses zum Bridgespiel zu treffen. Wie üblich waren sie zu spät, und ich fand Spinola allein an der Bar sitzend vor, wo er mit leerem Blick die Tapete anstarrte. Er war in einer düsteren Stimmung und rauchte eine Gauloise nach der anderen mit seiner kurzen elfenbeinernen Zigarettenspitze, während er Americanos trank. Mit seinen dunklen Locken, dem ungezwungenen Lächeln und dem durchtrainierten guten Aussehen erinnerte er mich stets ein wenig an den Schauspieler Cornel Wilde.

«Was machen Sie da?», fragte ich ihn auf Russisch. Miteinander russisch zu sprechen hielt uns in Übung – es kamen kaum jemals Russen in das Hotel oder ins Casino.

«Ich genieße die Aussicht.»

Ich wandte mich um und deutete auf die Terrasse und den Blick auf die Bucht und den Hafen. «Die Aussicht ist in der anderen Richtung.»

«Die kenne ich schon. Außerdem ziehe ich diese hier vor. Sie erinnert mich nicht an irgendwas, woran ich mich lieber nicht erinnere.»

«Wieder so ein Tag, hm?»

«Hier unten sind alle Tage so. Finden Sie nicht?»

«Sicher. Das Leben ist beschissen. Aber verraten Sie es niemandem hier in Cap Ferrat. Die Enttäuschung würde die Leute glatt umbringen.»

Er schüttelte den Kopf. «Ich weiß alles über Enttäuschungen, glauben Sie mir. Ich war mit dieser Frau zusammen, und jetzt

bin ich es nicht mehr. Es ist eine Schande, aber ich musste es beenden. Sie war verheiratet, und es wurde kompliziert. Wie dem auch sei, es hat ihr ziemlich zugesetzt. Sie hat gedroht, sich zu erschießen.»

«Das ist sehr französisch. Sich zu erschießen, meine ich. Es ist die einzige Sorte französischer Treffsicherheit, auf die man zählen kann.»

«Sie sind so unglaublich deutsch, Walter.» Er spendierte mir einen Drink und sah mich an. «Manchmal, wenn ich Ihnen über den Bridgetisch hinweg in die Augen schaue, sehe ich eine ganze Menge mehr als eine Hand voller Karten.»

«Sie wollen mir sagen, dass ich ein schlechter Spieler bin.»

«Ich will Ihnen sagen, dass ich einen Mann sehe, der nie bei der Generalintendantur gewesen ist.»

«Sie haben noch nie mein Essen probiert, Antimo.»

«Walter, wie lange kennen wir uns nun schon?»

«Ich weiß nicht. Ein paar Jahre.»

«Aber wir sind Freunde, richtig?»

«Ich hoffe doch.»

«Nun denn. Spinola ist nicht mein richtiger Name. Während des Krieges hatte ich einen anderen Namen. Offen gestanden, mit einem Namen wie Spinola wäre ich nicht lange am Leben geblieben. Das ist ein jüdisch-italienischer Name. Ich war nie die Sorte Italiener.»

«Es ist mir egal, was Sie sind, Antimo. Ich war nie die Sorte Deutscher.»

«Ich mag Sie, Walter. Sie reden nicht mehr, als Sie müssen. Und ich spüre, dass Sie ein Geheimnis für sich behalten können.»

«Erzählen Sie mir nichts, was Sie mir nicht erzählen müssen», warnte ich ihn. «In meinem Alter kann ich es mir nicht leisten, einen Freund zu verlieren.»

«Ich verstehe.»

«Ich kann mir nicht mal leisten, Leute zu verlieren, die mich *nicht* mögen. Dann würde ich mich nämlich richtig allein fühlen.»

Auf dem Tresen neben meinem Gimlet stand eine Zigarrenkiste mit Partagas. Spinola legte eine Hand darauf.

«Würden Sie mir einen Gefallen tun?», fragte er.

«Was muss ich tun?»

«Hier drin ist etwas, auf das Sie für mich aufpassen müssten. Nur für eine Weile.»

«Einverstanden.»

Ich drehte mich nach dem Barman um, und als ich sah, dass er draußen auf der Terrasse bediente, hob ich den Deckel der Kiste an und spähte hinein, auch wenn ich schon vorher geahnt hatte, was darin war. Keine Zigarren jedenfalls. Die sechshundertfünfzig Gramm einer Walther-Polizeipistole haben etwas an sich, das ich im Schlaf erkenne. Ich nahm sie aus der Kiste. Sie war voll geladen, und wenn es nach meiner Nase ging, erst kürzlich abgefeuert worden.

«Nicht dass es mich etwas angehe», sagte ich, während ich den Deckel wieder zuklappte. «Aber sie riecht, als hätte sie

gearbeitet. Ich habe selbst Leute erschossen, und es geht mich nichts an ... so was passiert gelegentlich, wenn Waffen im Spiel sind.»

«Das ist ihre Pistole», erklärte er.

«Sie muss eine tolle Frau sein.»

«Das ist sie. Ich habe sie ihr abgenommen. Nur um sicherzugehen, dass sie keine Dummheiten macht. Und ich will sie nicht in meinem Haus haben, für den Fall, dass sie zurückkommt. Zumindest so lange nicht, bis sie mir meinen Hausschlüssel wiedergegeben hat.»

«Kein Problem. Ich passe darauf auf. Ein guter Bridgepartner ist schwer zu finden. Abgesehen davon hat mir eine Pistole in meiner Wohnung gefehlt. Ein Zuhause fühlt sich irgendwie leer an, wenn keine Feuerwaffe dort wohnt. Ich bringe sie eben raus in den Wagen, okay?»

«Danke, Walter.»

Ich ging nach draußen, schloss die Pistole in mein Handschuhfach ein und wollte gerade wieder zurückgehen, als ich die Roses in ihrem cremefarbenen Bentley-Cabriolet vorfahren sah. Ich wartete einen Moment und öffnete dann instinktiv die schwere Wagentür für Mrs. Rose, damit sie aussteigen konnte. Er fuhr den Wagen immer nach La Voile d'Or, und sie fuhr ihn zurück, weil sie sich lediglich zwei Gin Tonic gestattete im Gegensatz zu ihm mit seinen sechs oder sieben Whiskys.

«Mrs. Rose», sagte ich freundlich und hob galant den grünen Chiffonschal auf, den sie beim Aussteigen fallen lassen hatte. Er

Teil der russischen Föderation, der – zumindest geographisch – vollständig innerhalb der EU liegt.

W. Somerset Maugham war tatsächlich ein britischer Spion und kontrollierte ein ausgedehntes Netzwerk von Geheimagenten in St. Petersburg im Jahr 1917. Er starb im Dezember 1965 im Alter von 91 Jahren in Nizza. Die Villa La Mauresque, heute Le Sémaphore, befindet sich am Boulevard du Général de Gaulle in Saint-Jean-Cap-Ferrat. Sie ist in Privatbesitz und im Gegensatz zum ausgezeichneten Grand Hôtel Cap-Ferrat nicht öffentlich zugänglich.

Guy Burgess, Clarissa Churchills einstiger Verehrer und sowjetischer Spion, starb 1963 in Moskau im Alter von gerade einmal 52 Jahren. Er und Anthony Blunt waren 1937 Gäste von W. Somerset Maugham in der Villa La Mauresque.

Anthony Blunt wurde 1956 zum Ritter geschlagen. Im Jahre 1964 gestand er, ein sowjetischer Spion zu sein – als Gegenleistung für sein Geständnis erhielt er volle Straffreiheit. Er setzte sein normales Leben fort und blieb bis 1973 Direktor der königlichen Gemäldesammlung sowie bis 1974 Direktor des Courtauld Institute of Art. Seine Spionagetätigkeit wurde in der Öffentlichkeit erst 1979 bekanntgemacht. Er starb 1983.

Kim Philby wurde 1963 als Mitglied eines Spionagerings enttarnt, der inzwischen als *Cambridge Five* bekannt ist. **John Cairncross** wurde erst 1979 als Spion des KGB enttarnt.

Sir John Sinclair wurde von Premierminister Anthony Eden im Juli 1956 als Direktor des MI6 entlassen. Sir Dick White, bis dahin Direktor des MI5, trat seine Nachfolge an. Sir Roger Hollis wurde der neue Direktor des MI5 und bekleidete dieses Amt für neun Jahre, von 1956 bis 1965. Er starb 1973.

Der ehemalige Privatsekretär von Sir Stewart Menzies, **Patrick Reilly**, damals Chef des MI6, war von 1950 bis 1953 Vorsitzender des Joint Intelligence Committee. Er wurde 1957 zum Ritter geschlagen und britischer Botschafter in der Sowjetunion.

Laut Selina Hastings maßgeblicher Biographie von W. Somerset Maugham bot 1959 ein amerikanischer Verleger **Robin Maugham** 50000 US-Dollar für die Biographie seines Onkels. Als W. Somerset Maugham davon erfuhr, schickte er Robin einen Scheck über 50000 US-Dollar unter der strikten Auflage, sämtliche Pläne fallenzulassen, über ihn zu schreiben. Wie Hastings festhält: «... Maugham hatte kein Problem, Erpressung zu erkennen, wenn er sie sah.»

Sir Roger Hollis wurde in einer Bekanntmachung von Premierministerin Margaret Thatcher vor dem House of Commons im März 1981 von jedem Verdacht freigesprochen, ein sowjetischer Spion zu sein. Allerdings kam Ray Cline, Deputy Director of Intelligence der CIA von 1962 bis 1966, zu dem Schluss, dass der MI5 mit großer Wahrscheinlichkeit in

hohen Positionen unterwandert sei und dass unter den möglichen Kandidaten für einen sowjetischen Spion in dieser Kategorie unter Berücksichtigung sämtlicher Indizien Roger Hollis am besten ins Raster passte. Robert Lamphere vom FBI sagte dazu: «Für mich bleiben wenig Zweifel, dass Hollis die ersten Informationen an den KGB weitergeleitet hat, dass das FBI ihre Depeschen von 1944–45 mitlas. Philby trug nach seiner Ankunft in den USA seinen Teil dazu bei, doch der Hauptschurke in dieser Affäre war Hollis.» Senator Malcolm Wallop, ein altgedientes Mitglied des Senate Committee of U.S. Intelligence, verriet dem britischen Autor Chapman Pincher, dass William Casey, CIA-Chef von 1981 bis 1987, überzeugt war, dass Hollis ein Spion gewesen sei. Victor Popow, sowjetischer Botschafter in London von 1980 bis 1986, stimmte dieser Einschätzung zu. Pincher schreibt in seinem erschöpfend detaillierten und sehr gut lesbaren Buch *Treachery: The True Story of MI5* (2011): «Zusammenfassend sei gesagt, dass, wenn man sich einen magischen Kompass vorstellt und diesen über jeden Verdachtsmoment in Bezug auf die Gegenmaßnahmen des MI5 gegen den sowjetischen Spionageangriff hält, die Nadel nahezu ohne Ausnahme auf den Mann zeigt, der für 27 Jahre in der Agentur gedient hat und schließlich ihr Chef wurde. Die außergewöhnliche Verkettung von Daten und Umständen passt perfekt. Hollis' serienmäßiges Verschulden von Sicherheitsdesastern, ob durch Verrat oder schiere Inkompetenz, kann nicht länger in Zweifel gezogen werden. Außer wenn Ereignisse außerhalb seiner Befehls- und

Kommandogewalt lagen, nutzte so gut wie jede Empfehlung und jede Entscheidung, die er traf, den sowjetischen Geheimdiensten.» Das ist auch meine Meinung.

Bernie Gunther kehrt 2019 zurück.